

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1858) Unterhaltungsblatt

35 (27.8.1858) Zweite Beilage zum Schwarzwälder Boten

Unterhaltungsblatt

des Schwarzwälder Boten.

№ 35. Zweite Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 27. August 1858.

Die Franzosenmühle.

Eine Erzählung aus der Zeit der französischen Invasionskriege in der Schweiz.

(Fortsetzung.)

Der Franzosenmüller erzählte seinem zukünftigen Schwiegersohnen ferner:

„Mein Vater, der früher auf dem Ebnet gewohnt, ehe wir nach Lommiswyl zogen, und davon seinen Dorfnamen hatte, starb, als ich ein unmündig Kind war; die Mutter erzog mich, den einzigen Knaben, der einst ein schönes Vermögen zu erwarten hatte, mit besonderer Sorgfalt und als geschickte Frau ließ sie mich so gut bilden, als sie konnte, und schickte mich selbst zwei Jahre in die Stadt in die Schule, weil die in unserm Dorf gar schlecht bestellt war. Bierzehn Jahre alt, half ich der guten Frau die Felder bestellen; ich wuchs rasch heran, ward kräftig und gesund, und als ich neunzehn Jahre alt war, galt ich für den stärksten Knaben in der Umgegend. In D. lebte damals ein wunderschönes Mädchen, arm, aber brav und fleißig; ich lernte sie auf der Kirchweih kennen, ich liebte sie und war kurz entschlossen: die oder keine andere. Ich wußte nicht, daß ihr schon ein Anderer nachging, der Meierklaus, des jezigen Meierle's älterer Bruder; das Grilli machte sich freilich nicht viel aus ihm, er war just so liederlich, als nun sein Herr Bruder und dazu eine häßliche und giftige Kröte. Es war mir unter der Hand verschiedentlich gestedt worden, ich sollte mich beim Rittgehen nach D. in Acht nehmen, er habe gedroht, er wolle mir im Buselstetwald aufpassen, er hätte zuerst ein Auge auf das Meitschi geworfen und lasse mich nicht in's Gehege kommen.“

„Das war nun freilich vom rechten Haber für mich! Der Teufel hätte mich von einem solchen Liebesgange nicht abgehalten und vollends der Meierklaus — ich hätte ein ganzes Peloton derselben zusammengehauen.“

„In einer schönen Julinacht — es war so heller Mondschein wie heute — gehe ich wieder wie gewohnt zu meinem Schatz; munter und übermüthig, neunzehn Jahre im Blut und die Liebe im Herzen ziehe ich durch den Buselstetweg, meinen Eichenstod unter dem Arme, als an meinen Nebenbuhler denkend. Wie ich bei dem großen Granitblod vorbeigehe, der links vom Wege steht, springt plötzlich von hinten ein Kerl auf mich los und will mich am Genick packen; ich dreh' mich um wie der Blitz — ich war zu meiner Stärke auch behende — ich schleudere die Hand von mir und — mein Meierklaus torlet zu Boden wie ein Besoffener. Damit war aber die Sache nicht abgethan; der Kerl bringt immer von Neuem auf mich ein, so oft ich ihn auch zu Boden schmeiße — und plötzlich sehe ich beim Mondschein ein langes Messer in seinen Händen blitzen, mit dem er schäumend auf mich losstürzt. Da hatte der Spaß ein Ende! Ich springe drei Schritte zurück, mein Stod schwirrt in der Luft und im selben Moment auf den Kopf meines Feindes — und starr und gerade wie eine Kerze sinkt er rücklings zu Boden. Seine Augen drehen sich wie raschrollende Räder im Kopfe, das Blut floß ihm in Strömen über die Stirne hinunter, ein paar röchelnde Athemzüge — ein Juden mit Händen und Füßen und es war vorüber mit ihm und ich — — — ein Mörder! Die Haare sträubten sich mir vor Schauder auf dem Kopfe; ich war trotz meiner Stärke

und meines heißen Blutes immer weichherzig wie ein Kind gewesen; ich konnte nie ein Thier schlachten sehen — und da lag ein Mensch, leichenbläß und blutbedeckt und von meiner Hand hingestreckt! Zuerst hoffte ich, es sei vielleicht nur eine tiefe Ohnmacht; ich holte Wasser herbei und besprengte und wusch ihn; ich rief ihm zärtliche Namen und auch Schimpfwörter, um ihn im Falle böswilliger Verstellung zum Jorn zu reizen — aber da war Alles umsonst. Mein Streich war leider zu gut gewesen und der blasse Mann zu meinen Füßen mausetodt.“

„Da jagte es mich fort, als ob ich den Dürst im Rücken hätte. Ueber Stod und Stein, durch Gellüst und Gestrüpp floß ich dem Berge zu. Galgen und Richtschwert, Mord und Blutschuld fauete es in meinen Ohren und immer und immer tanzte mir das blasse, augenrollende Gesicht des Gemordeten vor meinen Augen. Der Mond leuchtete mir auf meiner Flucht und ich kannte Steg und Weg; am Vormittag des folgenden Tages sah ich die Thürme von Basel. Aber ich wagte nicht, seine Thore zu betreten; auf Umwegen wanderte ich ohne Speis und Trank dem französischen Boden zu. Ich wußte, daß der französische König Soldaten brauchte; ich wollte Dienste nehmen, um je eher je lieber unter einer Feindesflagel den ehrlichen Soldatentod zu sterben. So kam ich bis Nancy, wo ein großes Werbbureau war; meine kräftige Statur fand Gefallen, ich ward angeworben und unter die schwere Reiterei gestedt. Zehn Jahre diente ich als Kürassier unter den französischen Fahnen; was ich gelitten, wie oft ich den Tod ersehnt, wie vieler Herren Länder ich gesehen und wie manche Schlacht ich mitgefochten, das ist gleichviel; wider Willen war ich bis zum Courier avancirt — aber auf allen Zügen, bei allen Glücks- und Unglücksfällen konnte ich den Mord, der auf meiner Seele lastete, nicht vergessen. Umsonst tröstete ich mich, daß es blos Nothwehr gewesen, wie es auch wirklich der Fall war; mein Gewissen war das eines schuldigen Kindes und die schredlichen Bilder jagten bei Tag und Nacht vor meiner Seele vorbei.“

„Im N. schen Laden zu Solothurn diente damals ein Knecht, der aus Lommiswyl gebürtig und mein zuverlässigster Freund war. Ihm schrieb ich im zweiten Jahre meiner Flucht von Deutschland aus, wo wir Krieg führten, wie es mir seither gegangen und beschwor ihn bei unserer Freundschaft, er möchte zu Hause das Gerücht verbreiten, ich sei im Felde als Soldat gestorben. Wie er's angefangen, weiß ich nicht — aber das Gerede fand allgemein Glauben. Meine Mutter starb darüber aus Gram, ich ward in allen Zeitungen als Erbe ausgeschrieben und als das Jahre lang keine Antwort fand, mein Land unter lachende Erben zerstückelt. Was kümmerte mich Mutter und Besitzthum — meine Blutschuld war mein einziger Gedanke — und mich dächte das Gewicht derselben um die Hälfte leichter, als mich die Welt für todt erklärte.“

„Der König von Frankreich hatte kein Geld, überflüssige Soldaten zu füttern; als daher der Krieg zu Ende war, wurde die Armee vermindert und nach zehnjährigem Dienste erhielt ich mit tausend Andern den Abschied. Ich war haushälterisch gewesen als Soldat und hatte mir ein rundes Sümmechen erspart, aber ich wollte weder in Frankreich noch im Müßiggang leben. Die Franzosen waren mir immer zu geleckt und glatzjüngig, und meine Gewissenslast konnte ich nur bei strenger Arbeit zu

vergesen hoffen. Wohl sehnte ich mich schon damals nach meiner Heimath zurück, aber es war über meine unselige That noch kein Gras gewachsen — ich durfte noch nicht wagen, mich dort zu zeigen. Schon oft hatte ich mit Bewunderung von Holland erzählen gehört und wie jenes Land mit seinen schönen Weidgängen, seinem prächtigen Rasenboden und schönen Viehschlag der Schweiz ähnele. So zog ich denn dorthin, mit Bündel und Wanderstab die fruchtbaren Ebenen durchstreichend. Ich suchte einen Platz als Knecht und fand ihn in einem freundlichen Dorfe, drei Stunden von Amsterdam. Mein Herr, Meister Klaas, hatte große Ländereien, prächtige Viehheerden und auch ein paar Windmühlen. Da mußte ich denn für Alles ausbelfen, und in meiner Verzweiflung arbeitete ich wie ein Pferd zur großen Freude meines Brodherrn. Klaas hatte eine einzige Tochter, Namens Cato — sie war die Seele des Hauses, denn ihre Mutter war schon längst gestorben. Ich will Dir Cato nicht preisen, sie war an Leib und Seele das Ebenbild von Mariken, und das wird Dir genügen. Wir wurden ein Paar, so sehr ich mich auch anfangs dagegen sträubte; denn in meiner Bertnickung hielt ich mich solchen Glückes unwerth. Der alte Klaas schloß bald darauf die Augen zu und machte mich zu einem der reichsten Bauern im Königreich.

„Wir verlebten prächtige Jahre! Der Fluch schien von mir gewichen, ein hoffnungsvoller Kindersegen war an seine Stelle getreten; Mariken, die Du kennst, und ihr jüngerer Bruder Peterken waren unser Stolz und unsere Freude. Sechzehn Jahre hatte ich so in Glück und Friede gelebt, da brach ein böses Fieber in unserer Gegend aus. In Zeit von zwei Monaten verlor ich Weib und Sohn und trauernd standen wir Zwei an dem Grabe unserer Liebsten auf Erden und unseres häuslichen Glückes. Da hielt es mich nicht mehr länger in der neuen Heimath; ich machte mein Besitzthum zu Geld und reiste der Schweiz zu. Ich hatte jetzt nichts mehr zu fürchten, ich war ein alter Mann geworden, die Hälfte meiner früheren Kameraden mußte gestorben seyn — wer sollte in dem alten Graukopf den todtgegläubten Ebnetenspey vor sechsundzwanzig Jahren erkennen? So kam ich wieder hieher und das übrige ist Dir bekannt. In einem hatte ich mich verrecknet — einer kam hinter mein Geheimniß — der durchtriebene Meierle. Wie es zugeht weiß ich nicht; wir hatten uns als Knaben eben gut gekannt, vielleicht daß ihn mein Muttermal an der Schläfe kuzig gemacht — genug, er umkreiste meine Fährte wie ein Bluthund und eines Abends rückte er mit der Sprache heraus. Da half kein Läugnen, er drohte mir mit dem Gerichte, wenn ich ihm sein Geheimniß nicht ablaufe. Ich hätte seiner spotten können, denn mein Vergehen war verjährt und kraftlos, aber es war mir um Mariken und die Leute zu thun!

„So preßte er mir in rascher Folge bedeutende Summen Geldes ab und möchte das saubere Handwerk noch lange fortgesetzt haben, wenn's nicht diesen Abend zu einem gewaltsamen Bruch zwischen uns zweien gekommen. Heut aber war er maßlos in seinen Forderungen und als ich ihm in's Gesicht lachte — schlug er einen gültigen Vergleich vor. Ich sollte ihm Mariken zur Frau geben, dann wolle er schweigen wie das Grab. Du weißt, wie ich den Vorschlag aufgenommen; ich warf ihn die Treppe hinunter und zum Haus hinaus, ohne Cuer Abwehren hatt' ich ihm vielleicht den Hals gebrochen.

„Und damit ist meine Geschichte zu Ende. Du weißt nun, was von den Drohungen des Clenden und was Du von meiner Person zu halten hast. Noch hast Du Zeit, zurückzulehren und mir das Jawort an den Hals zu werfen, wenn Dich Dein Gesuch reut!“

Der junge Mann hatte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit der Erzählung zugehört; als der Alte aufhörte, stieß er einen tiefen Seufzer aus und reichte dann lächelnd dem Erzähler die Hand. „Meister, rief er, Mariken ist mir so lieb, ich könnte nicht umkehren, wenn Ihr auch ein Straßenräuber wäret. Cuer

Vergehen hattet Ihr vor Gott und der Welt durch ein reinig und rechtschaffen Leben abgebüßt. Und doch ist ja keine Schuld an Euch; was Euch von Haus und Hof in die Welt hinaus getrieben, ist ein Unglück gewesen, das mir und jedem andern hätte begegnen können. Wir bleiben beim Alten und ich meine, Euch heute doppelt zu lieben, seitdem Ihr mir so zutrauensvoll die Wahrheit gestanden habt.“

„Ich habe es nicht anders von Dir erwartet, sagte der andere gerührt, indem er den Jüngling an seine Brust zog. Ich hab' Dir nur noch ein Wort zu sagen, ehe wir beide zur Ruhe gehen. Ich bin alt und kann vielleicht bald sterben und dann wirst Du durch mein Vermögen der reichste Mann in Lommiswyl seyn. Aber eine Ehesteuer, wie es hier Brauch ist, kann ich Dir nicht geben. Es steckt ein Theil meines Vermögens in diesen Gebäuden und dem Lande, ein anderer ist mir bei meinen Mehl- und Kornkäufen vonnöthen und die Hauptsumme habe ich in Holland angelegt — so mußt Du Dich mit einem doppelten Lohne und was ich Dir jedes Jahr auswerfen werde, begnügen.“

Jakob hatte keine Einwendungen zu machen und die zwei Vertritten schieden mit einem herzlichen Händedruck von einander.

5.

Jakobs und Marikens Hochzeit wurde in aller Stille gefeiert. Das junge Volk des Dorfes, das auf einen lustigen Tag mit Tanz und Gelag gehofft hatte, war in seinen Hoffnungen kläglich getäuscht worden. Im Grunde war dieser Mangel allen Gepranges auch dem Vater des Bräutigams nicht recht. „Bei solchen Anlässen muß man sich nicht lumpen lassen, Segenschwäher,“ setzte er dem Müller zu. „Man muß immer thun, was Landesbrauch ist und für eine solche Zigeunerhochzeit sind wir zwei zu wohl dran. Wenn's Euch nicht d'rum ist, was drauf gehen zu lassen, kommt's mir auf ein paar Dublonen nicht an! Ich laß mir nicht gerne nachreden, daß ich auf dem Geldsack sitze, wo jeder mit vollen Händen auswirft.“ Aber seine Zusprüche und Vorstellungen waren alle umsonst; der Müller beharrte auf seinem Rechte, als Brautvater alles anzuordnen und zu bestimmen. „Ich will den jungen Springern später einmal einen lustigen Tag dafür verschaffen! Aber das Gelärm und Geschrei mag ich nicht haben. Ich bin ein Holländer und kümmerge mich nicht um Euren Landesbrauch. Und rebet nur nicht weiter — wenn ich meinen Kopf auf etwas gesetzt habe, bringen mich sieben Teufel nicht weg.“ Auch Jakob hatte seine Häcklein mit der Braut auszusuchen; er wollte, sie sollte an diesem Tage die Landstracht annehmen, da sie jetzt doch eine Lommiswylerin werde. Aber so sanft und süßam auch das Kind in andern Stücken war, wollte sie darin nicht nachgeben. „Im Herzen bin ich und bleib' ich eine freie Holländerin, entgegnete sie mit Bestimmtheit und mir allein kommt es zu, das Brautkleid zu wählen, wie es mir ansteht. In einem Kästchen droben hab' ich noch den Brautstaat der Mutter, sie hat mir das alles aufgehoben und ich thät ihr noch im Grab weh', wenn ich ihren Willen nicht erfüllte.“ Beide Männer mußten nachgeben und waren zu vernünftig, um über dem unverhofften Widerstand die Festfreude sich verderben zu lassen.

So wurde dann die Hochzeit in der Mühle und nicht im Wirthshaus gehalten und statt großer Gesellschaft waren nur die nächsten Anverwandten als Gäste geladen. Unter dem breitläufigen Nußbaum vor dem „Stöcklein“ ward der Tisch gedeckt und das Haus hatte der Müller von oben bis unten mit Kränzen und Blumengewinden behängen lassen.

Jakob war schon bei Sonnenaufgang gerüstet und im vollen Brautstaat; er war mit seinem Anzug und seiner Person zufrieden, als er sich vor dem Spiegel des Wohnzimmers musterte. Der langschöpfige Rock mit den blitzenden Metallknöpfen und die scharlachrothe Tuchweste, die „geriegeten“ Hosen und die neuen Schuhe mit den großen Silberschnallen, der funkelnagelneue Hut,

unter dem das reiche schwarze Haar hervorquoll, das hinten in einen untadelhaften Zopf geflochten war — es war in seinen Augen Alles in der Vollkommenheit. Mit stieberhafter Ungebuld erwartete er die Ankunft der Braut; er konnte sich nicht denken, warum sie so lange bei ihrem Anzug verweilte und ging mit langen Schritten vor dem Hause auf und ab. (Fortsetzung folgt.)

Compaß und Sentblei zur glücklichen Reise durch das klippenvolle Meer dieses Lebens.

(Fortsetzung.)
58stes Kapitel.

Die Art, wie man Wohlthaten erzeigt, ist oft mehr werth, als die Handlung selbst. Man kann durch dieselbe den Preis jeder Gabe erhöhen, so wie von der andern Seite ihr alles Verdienst rauben. Wenig Menschen verstehen die Kunst, es ist aber wichtig, sie ist zu studiren: auf edle Weise Gutes zu thun, die Delicatesse dessen zu schonen, dem wir es erzeigen, keine schwere Last von Verbindlichkeit aufzulegen, erwiesene Wohlthaten weder auf seine, noch grobe Art vorzuwerfen, dem beschämten Danke auszuweichen, nicht Dank zu erbetteln, und dennoch dem dankbaren Herzen nicht die Gelegenheit rauben, sich seiner Pflicht zu entledigen. Der giebt doppelt, der gleich zur rechten Zeit, ungebeten und mit Freuden giebt. Sieb gerne; es ist seliger Genuß, es ist Wohlthat für uns selbst, geben, zur Freude Anderer etwas beitragen zu dürfen. Sieb also gern, aber verschwende nicht deine Wohlthaten! Sei dienfertiger, bereitwillig, aber dringe Niemanden deine Dienste auf! Calculire nicht, ob es erkannt oder belohnt werden wird. (Fortsetzung folgt.)

Die Legung des Telegraphentauces zwischen Amerika und Europa.

Nachdem der erste Versuch im vorigen Jahre und der erste in diesem Jahre durch Stürme mißglückt, waren die Aussichten auf Erfolg sehr gering, als das Expeditionsgehwader am 17. Juli d. J. Queenstown verließ; denn 400 Meilen des Telegraphentauces waren bereits verloren. Der Weg zum Stellbichlein mitten im atlantischen Ocean war wieder so von Stürmen begleitet, daß die übrigen Schiffe mehrere Tage auf den „Agamemnon“ warten mußten und sich wenig Gutes daraus prophezeigten. Am 29. waren endlich alle Schiffe auf dem Sammelplatze vereinigt, und da das Wetter um Mittag desselben Tages ziemlich ruhig war, so wurde sofort die Zusammenloppung der beiden Tauenden glücklich vollbracht, und der „Niagara“ und „Agamemnon“ brachen, von den Dampfregatten „Gorgon“ und „Valorous“ begleitet, nach ihren entgegengesetzten Bestimmungsorten auf.

In den ersten drei Stunden rückten die Schiffe sehr langsam vorwärts, eine große Masse Kohlendampf auspeisend, aber nach Ablauf dieser Zeit vermehrte der „Agamemnon“ seine Schöne Mälerkeit auf etwa fünf Knoten in der Stunde, während das Kabel im Verhältnis von sechs Knoten in der Stunde abließ, ohne auf den Dynamometer einen Druck von mehr als ein paar Hundert Pfund auszuüben. Kurz nach 6 Uhr näherte sich ein enormer Wallfisch dem Steuerbordbug mit großer Schnelligkeit, die See um sich herum aufwühlend und zu Schaum zerschlagend. Das Seeungeheuer schoß gerade auf das Kabel los und schon fürchtete man einen neuen Riß, aber das Ungethüm schwamm dicht am Tau, wo dieses in's Wasser glitt, plötzlich seine Gile hemmend, ruhig vorbei, ohne dasselbe zu beschädigen. Die Mannschaft athmete freudig auf und Alles schien bis ungefähr 8 Uhr gut zu gehen. Das Tau widelte sich mit großer Stätigkeit und Regelmäßigkeit ab. Die größte Vorsicht wurde beobachtet, indem man den Druck auf den Dynamometer nicht höher als 1700 Pfund gehen ließ, oder weniger als $\frac{1}{4}$ der geschätzten Tragkraft des Kabels. Bei einem so zweifelhaften Unternehmen weiß man indessen nie, was die nächste Minute bringen wird. Kurz nach 8 Uhr wurde eine verletzte Stelle am Tau entdeckt, ungefähr 1–2 Meilen lang vor dem Theil, welcher in's Meer allitt. Nicht eine Minute wurde von dem diensthüben Ingenieur Canning verloren, um durch seine Leute sofort den beschädigten Theil repariren zu lassen; denn das Tau widelte sich mit solcher Schnelligkeit ab, daß der beschädigte Theil in 20 Minuten über Bord gehen mußte. Die Schnelligkeit des Schiffes zu hemmen oder das Kabel langsamer ablaufen zu lassen, würde Beides gleich gefährlich gewesen seyn. Die Leute arbeiteten, daß ihnen der Angstschweiß ausbrach. Gerade bevor die Reparatur fertig war, meldete Professor Thomson, welcher den Telegraphenapparat leitete, daß der elektrische Strom unterbrochen, obgleich die Isolirung noch vollständig sei. Man hielt die verletzte Stelle des Tauces für die mutmaßliche Ursache der Stodung und

das Tau wurde sofort durchgehauen, um eine vollkommene Spliße zu machen. Zur Bestürzung Aller zeigte der Telegraphenapparat, daß der Mangel über Bord sich befände, und wahrscheinlich 50 (englische) Meilen vom Schiff entfernt. Nicht eine Secunde war zu verlieren, denn der durchgehauene Theil mußte in wenigen Minuten über Bord gehen, und noch war die schwierige Operation des Splittens (Zusammensügens der durchschnittenen Tauenden) zu machen. Das Schiff wurde sofort gehemmt und nicht mehr Tau abgelassen, als durchaus nothwendig war, um es vor dem Reißen zu bewahren. Als der Stern des Schiffes von den Wogen gehoben wurde, folgte eine Szene der höchsten Aufregung. Es schien unmöglich, selbst bei Anwendung der größtmöglichen Eile, und der möglichst langsamen Abwicklung des Tauces, die Verknotung zu vollenden, ehe der auszubessernde Theil aus den Händen der Arbeitsleute kam. Das Verbed bot ein außerordentliches Schauspiel; fast alle Offiziere des Schiffes und alle Personen, welche mit der Expedition zu thun hatten, standen um den Tauhaspel, mit ängstlicher Spannung das Kabel bewachend, wie es sich langsam abwickelte und dem Knoten immer näher kam, während die Arbeiter, unter den Befehlen des Herrn Canning, der auch die Fabrication des Kabels geleitet hatte, an dem Spliße arbeiteten, wie nur Männer arbeiten können, die wissen, daß Lob oder Leben des Unternehmens von ihrer Schnelligkeit abhängen. Aber alle ihre Schnelligkeit half nichts, da das Tau bis auf hundert Faden abgewickelt war. Als letztes verzweifeltes Mittel wurde daher das Kabel ganz angehalten, so daß das Schiff einige Minuten an dem einen Ende hing. Glücklicherweise war es nur für einige Minuten. Die Spannung stieg jede Stunde um über zwei Tonnen; das Tau mußte zerreißen. — Da war der Knoten fertig; das Signal zum Wiederloslassen wurde gegeben und das Tau schoß ohne Gefahr über Bord.

Nachdem die erste Aufregung über die mit knapper Noth vollbrachte Rettung des Kabels sich gelegt hatte, gelangte man erst zur Ueberzeugung, daß die Sache so hoffnungslos wie vorher war, weil immer noch die Leitung gänzlich unterbrochen war. — Es wurden demnach Vorkehrungen getroffen, um so wenig wie möglich Tau abzuwickeln und sechs Stunden still zu halten, in der Hoffnung, daß der Fehler, wo er auch sei, sich von selbst zeigen werde, ehe man genöthigt würde, das Tau durchzuhauen, um einen neuen Knoten (mit dem Niagara) zu machen. Die Magnetonadel an den Instrumenten wurde mit Aufmerksamkeit beobachtet, um Antwortsignale zu empfangen; als binnen einigen Minuten die letzte Hoffnung vernichtet wurde, indem die Lage der Instrumente andeutete, daß entweder das Kabel am „Niagara“ zerrissen oder die isolirende Bedeckung gänzlich zerstört sei. — In drei Minuten wurde indessen ein Jeder freudig überrascht durch die Kunde, daß die Stodung aufgehört habe und daß die Signale wieder in ihren regelmäßigen Pausen vom „Niagara“ kämen. Es ist kaum zu beschreiben, welche Lust diese Nachricht von jeder Brust nahm; dennoch war das allgemeine Vertrauen auf den endlichen Erfolg der Operationen durch diesen Zwischenfall sehr geschwächt, weil Jeder fühlte, daß jeden Augenblick ein ähnlicher Unfall eintreten könne. Für einige Zeit ging die Abwicklung des Tauces trefflich von statten; aber gegen Morgen wurde eine andere (durch den Sturm bei dem ersten mißglückten Versuch) beschädigte Stelle im Kabel entdeckt; glücklicherweise hatte man indessen Zeit genug, den Schaden zu repariren, ohne die Operation zu hemmen, außer daß der Lauf des Schiffes ein wenig gemäßigt wurde. Während Freitag Morgen, den 30., ging Alles gut; das Schiff machte fünf Knoten in der Stunde, das Tau sechs, während der Druck auf dem Dynamometer 1600 bis 1700 anzeigte. Am Mittag fand man, daß das Schiff vom Abgangspunkte an 90 (englische) Meilen seit dem Tag vorher zurückgelegt hatte und daß man dabei, den Abgang beim Anhalten des Schiffes mitgerechnet, 135 Meilen vom Kabel in's Meer gelegt hatte. Während der zweiten Hälfte des Tages fiel der Barometer stark und gegen Abend fing ein starker Ostwind an zu blasen. Als die Brise stärker wurde, ward die Kraft der Maschinen allmählig vermehrt; allein der Wind nahm in stärkerem Maße zu, so daß der „Agamemnon“ bei Sonnenuntergang mit vollem Dampf gegen den Wind ging, nur vier Knoten in der Stunde zurücklegend. Während des Abends wurden die Topmasten heruntergelassen und das Schiff so viel als möglich von Segeln erleichtert, damit der Wind so wenig als möglich Widerstand finde. Dennoch kam das Schiff nur langsam vorwärts, namentlich in Folge der hohen See, obgleich eine Masse von Kohlen verbraucht wurde. Man begann zu fürchten, daß wenn der Wind anhalten würde, Masten und Verbed als Brennmaterial verbraucht werden müßten, um das Schiff nach Valentia in Irland zu bugsilren, da der „Agamemnon“ schon auf dem Wege zum Stellbichlein eine ungeübliche Masse von Kohlen verbraucht hatte. Am nächsten Tage drehte sich der Wind glücklicherweise nach Südwest, und obgleich die See noch sehr hoch ging, so gestattete sie doch, am Brennmaterial wieder zu sparen.

Sonnabend Mittag 31. Juli waren seit derselben Stunde des vorbergehenden Tages 120 Meilen zurückgelegt, mit einem Verlust an Tau von 27 Meilen. Der Niagara, welcher nach Berabredung alle 10 Meilen signalisirte, hielt mit dem Agamemnon ungefähr gleichen Schritt. Während Sonnabend Nachmittag nahm der Wind wieder zu und blies, bevor die Nacht hereinbrach, so stark, daß ein ungeheurer Wogenschwalm von Südwesten herüberstürzte und der Agamemnon so schwankte, daß man es fast für unmöglich hielt, daß das Tau die Nacht über werde halten können. Ohne die Wachsamkeit und außerordentliche Sorgfalt des Herrn Bright und der zwei energischen Ingenieure Canning und Clifford würde es auch nicht gehalten haben.

Während des Sonntags nahmen Wind und See noch mehr zu. Die Thätigkeit und Sorgfalt der Wachhabenden (der zwei Ingenieure Moore und Hoar) wurde auf die äußerste Probe gestellt. Jedesmal, wenn das Schiffshintertheil von einer Woge gehoben wurde, mußte die Tauhaspel gelockert werden, damit keine Stodung eintrat, bei welcher das Tau jedenfalls zerrissen wäre. Während der Nacht hatte man fast jede Hoffnung aufgegeben, daß das Kabel bis zum Morgen halten würde, und Manche blieben wach, um den Schlag zu hören, den das Zerreißen des Taus hervorruft — d. h. die Kanone, welche das Fehlschlagen aller Hoffnungen verkünden würde. Dennoch hielt das Kabel, welches im Vergleich mit dem Schiff, aus dem es glitt, und den riesenhaften Wogen wie ein dünner Draht sich ausnahm; dennoch hielt es, nur einen silbernen Phosphorstreifen auf dem Wogenschwalm zurücklassend, dem Schiff nachrollte. Auch am Sonntag Morgen besserte sich das Wetter noch nicht; immer noch blieb der Himmel windwärts dunkel und stürmisch; die fortwährenden Windstöße, von Regen begleitet, dienten nur dazu, die Wucht der Wogen noch zu vermehren. Allein das Tau hatte während der Nacht so viel ausgehalten, daß man mehr Vertrauen faßte.

Während Sonntag und Montag blieb das Wetter stürmisch und die Gefahr des Reißens des Kabel wurde wieder nur durch die aufopfernde Achtsamkeit der Ingenieure und Leute abgewendet. Montag Mittag waren 127½ Meilen gegen den vorhergehenden Tag zurückgelegt. Während des Nachmittags zeigte sich ein amerikanischer Dreimast-Schooner östlich. Anfangs wurde keine Notiz davon genommen, aber als das Schiff ungefähr eine halbe Meile vom Agamemnon entfernt war, änderte es seinen Cours und kam schief darauf zu, so daß ein Anrennen an das Kabel unvermeidlich schien, wenn man nicht das ebenso gefährliche Mittel gebrauchen wollte, den Cours des Agamemnon zu ändern. Der Valorous dampfte voraus und löste eine Kanone, um dem Amerikaner Halt zu gebieten, und als dieser keine Notiz davon nahm, folgte ein Schuß vom Agamemnon und ein zweiter und dritter vom Valorous. Dennoch behielt das fremde Schiff seinen Lauf bei und der Agamemnon war genöthigt, nur wenige Klafter von dem andern entfernt, seinen Cours zu ändern, das einzige Mittel, um eine Collision zu vermeiden. Natürlich setzte unser Gebahren die Mannschaft des amerikanischen Schiffes sehr in Erstaunen, so daß dieselbe sich auf Deck und Ladelage sammelte. Endlich schien sie die Expedition zu erkennen und gab derselben drei volle Hurrahs.

Ungefähr um 3 Uhr am Dienstag Morgen wurden Alle an Bord durch einen Kanonenschuß von ihren Betten aufgeschreckt. Alles eilte aufs Verdeck. Wider Erwarten war das Tau unverlezt; aber gerade im ersten Grauen des Tages konnte man den Valorous sehen, wie er in ganz kriegerischer Haltung beilegte und rasch Kanone auf Kanone abfeuerte einer großen amerikanischen Barke gegenüber, welche, ohne von der Expedition etwas zu ahnen, gegen den Stern des Agamemnon zulam. Solche laute und wiederholte Demonstrationen einer großen Dampffregatte waren nicht zu verachten, und der Amerikaner ließ alle Segel herab und legte bei, ohne, wie es schien, zu wissen, warum. Ob er dachte von Fluchtgründen angegriffen zu seyn, oder ob er das Vorgehen der Briten als eine neue Beschimpfung der amerikanischen Flagge betrachtete, ist unmöglich zu entscheiden; gewiß ist nur, daß der Amerikaner in großer Bestürzung wartete, bis das Geschwader außer Sicht war. Am Dienstag war das beste Wetter seit 8 Tagen, allein die See noch so hoch, daß noch immer nicht alle Gefahr vorüber; dennoch faßten Alle große Hoffnung. Der tiefe Theil der See war beinahe ganz in Sicherheit zurückgelegt, und zwar unter den ungünstigsten Umständen; es war daher aller Grund vorhanden, anzunehmen, daß ohne einen unvorhergesehenen Unfall auch der Rest des Weges wohlbehalten überwunden werde.

Das Wasser war so leicht, daß die Abwicklung des Kabels keine Schwierigkeit mehr hatte und daß bereits Alle das Unternehmen als gelungen betrachteten. Nachts um 12 näherte man sich der Küste, der Valorous dampfte voran, Raketen steigen lassend, um den Weg zu zeigen; obgleich der Steuermann des Agamemnon eine eigene, bessere Richtung einschlug. Am Donnerstag, bei Tagesanbruch, lagen die steilen Felsenberge, welche die malerische Umgebung

von Valentia einfassen, wenige Meilen vor Augen. „Niemand wahrscheinlich, — seit Columbus Zeit,“ — sagt der Schiffsteuergänger, welcher die Fahrt in den „Times“ beschrieb, — „war der Anblick des Landes willkommener, da er eine der größten, aber auch eine der schwierigsten Unternehmungen, welche jemals begonnen worden, zum glücklichen Ende führte. Hätte der elendeste und melancholischste Sumpf der Erde vor unsern Augen gelegen, wir hätten ihn für einen erfreulichen Anblick gehalten; aber als die Sonne über den östlichen Bay aufging, mit einem tiefen Purpur die lustigen Felsen-spitzen der Berge, welche ihre Ufer einfassen, bemalend, und die Nebelmasse beleuchtend, welche in ihren Schluchten hing, da lag eine Scene vor uns, welche die Phantasie des Künstlers in ihrem höchsten Schwünge nicht erinnern kann.“

Am Ufer schien Niemand die Ankunft der Expedition zu ahnen. Der Valorous dampfte an die Mündung des Hafens und feuerte eine Kanone ab. Um 6 Uhr warfen beide Schiffe Valentia gegenüber Anker. Sobald die Einwohner die Ankunft der Schiffe bemerkt hatten, strömten Alle aus den Häusern und hunderte von Booten umschwärmten die ersten, deren Passagiere in der höchsten Aufregung die großen Neuigkeiten zu erfahren verlangten. Bald darauf trafen Signale vom Niagara ein, wonach dieser ebenfalls im Begriff war, zu landen, nachdem er 1030 Meilen Telegraphentau, während der Agamemnon 1020 Meilen, verbraucht hatte.

Nachdem die Schiffe Anker geworfen hatten, wurden die Dampfboote des Valorous mit zwei Meilen Kabel beladen, um das Telegraphentau zu landen; was, da eine steife Briese ging, erst um 3 Uhr vollbracht war; — wo der Donner der Kanonen, von den Felsen der Berge wiederhallend, die frohe Botenschaft verkündigte, daß die Verbindung der alten und neuen Welt herzustellen sei.

Das Ende wurde unmittelbar darauf in den Telegraphenraum gebracht, an den Galvanometer befestigt und die erste Botenschaft durch die ganze Länge des Drahtes erhalten. Ruhm und Ehre den Vollbringern dieser großen That!

Der Telegraphendienst mit Amerika kann erst in einigen Wochen beginnen, weil in Neufundland erst das Stationshaus gebaut und die Apparate, welche ungewöhnliche Stärke erfordern, hergestellt werden müssen.

Sprichwörter.

- + Der Baum genießt seiner Aepfel nicht.
- + Wer gute Beine hat, hat oft schlechte Stiefeln.
- + Dem ist oft nichts bescheert, Der allzuviel begehrt.

Goldföner.

* Die Tugend hält in allem Maas und Zeit,
Dem strengen Recht vermischt sie Billigkeit:
Sie wird sogar aus zweien Uebeln wählen,
Wenn ihr die Noth die schwere Wahl gebet,
Fehlt dem geraden Weg, wie öfters, Sicherheit,
Läßt sie die Klugheit sich durch Seitenwege führen;
Und wenn der Widerstand ihr Werk zu hemmen dräut,
So giebt sie etwas nach, nicht Alles zu verlieren.

* Bilde dir ja nicht zu viel auf Leibes Schönheit ein; daß sie leicht vergänglich ist, zeigt dir ja der treffliche Dichter in folgenden, vorzüglich für Töchter geltenden Verse:

Was ist Leibes Schönheit, was ihr Prangen?
Was ist Eilenzahl und ringelnd Haar?
Was sind Purpurlippen, Rosenwangen?
Schwanenbrust und schimmernd Augenpaar?
Blumen sind sie, gestern aufgegangen,
Heut' verwelkt, erstorden morgen gar,
Unverwelklich ist des Geistes Schimmer;
Seine Blüthe welkt, sein Reich verduftet nimmer!

Rosengarten.

Stechpalme.

← Hört eine Wahrheit, lieben Leute!
Nur ärgert euch, ich bitte, nicht daran.
Der Meisten Lebenslauf ist, von der schönsten Seite
Ein läglich Lustspiel ohne Plan,
Und ihr Verdienst oft bloß ein angenehmer Wahn.

Logogryph.

Zwei Sylben nennen Dir zugleich die Schützer und die Schützlinge. Nimmt man ihnen das Haupt, werden sie der Name einer im Alterthum weltberühmten Stadt.

Redigirt, gedruckt und verlegt von Wihl. Brandeder.